



Ammianus-Verlag





Die Autorin:

Heike Klinkhammer wurde 1973 in Prüm geboren und wuchs in Dahlem auf. Sie hat in Aachen Sozialpädagogik studiert und ist in der Jugendarbeit tätig. Seit 2014 arbeitet sie freiberuflich als Referentin, Musiklehrerin und Schriftstellerin. Neben dem Schreiben zählen ihre Pferde, das Musizieren im Verein sowie das Theaterspielen zu ihren Leidenschaften.



Ihre ersten Geschichten begann sie bereits aufzuschreiben, nachdem sie genügend Buchstaben gelernt hatte und der Drang, sich etwas ausdenken und zu Papier zu bringen, hat sie nie mehr losgelassen. Mit 13 Jahren besuchte sie zwei Schreibmaschinenkurse bei der Volkshochschule, weil sie der festen Überzeugung war, später Schriftstellerin zu werden.

Sie lebt mit ihrem Mann und zwei Katzen in ihrer Wahlheimat Kronenburg an der Grenze zu Belgien und Rheinland-Pfalz.





Heike Klinkhammer

Kronenburg

Geschichten rund um eine Burg





IMPRESSUM

Erste Auflage Oktober 2016

© 2016 Ammianus GbR Aachen

Alle Rechte vorbehalten. Der Druck, auch auszugsweise, die Verarbeitung und Verbreitung des Werks in jedweder Form, insbesondere zu Zwecken der Vervielfältigung auf digitalem oder sonstigem Wege sowie die Verbreitung und Nutzung im Internet dürfen nur mit ausdrücklicher und schriftlicher Genehmigung des Verlags erfolgen. Jede unerlaubte Verwertung ist unzulässig und strafbar.

Umschlaggestaltung: Thomas Kuhn unter Verwendung eines
Gemäldes von Agnieszka Krieger

Copyright der Fotos und Illustrationen: Waltraud Sturmman,
Rolf Dettmann, Hans-Jürgen Knauf

Lektorat: Melanie Kaesler

Korrektur: Judith Vogt und Nicole Galauner

Satz: Michael Mingers

Druck: tz-verlag

ISBN: 978-3-945025-51-2

www.ammianus.eu

www.facebook.com/AmmianusVerlag





<i>Zum Geleit</i>	6
<i>Dank</i>	8
Ritter Peter von Kronenburg-Neuerburg-Esch	9
Das Wunder oder die Rache der Himmelsgöttin	28
Zimmers Johängen	36
Der Schmied von Hammerhütte	53
Das Gespenst – Wie um 1900 ein Kronenburger in Stadtkyll kuriert wurde	62
Zu Besuch im Burghaus bei Nette Faymonville	70
Die Tellspiele in Kronenburg 1921-1926	88
<i>Geschichte Kronenburgs</i>	107
<i>Kronenburg heute</i>	110
<i>Quellen</i>	111





ZUM GELEIT

Es gibt verschiedene Wege, um dich mit einem Ort vertraut zu machen, und ihn dann liebens- und lebenswert zu finden.

Der erste ist wohl der: Du gehst durch seine Gassen, begegnest seinen Bewohnern, betrittst seine Häuser, nimmst Teil an seinen Bräuchen und Festen, erwanderst die Umgebung, in die er eingebettet liegt. Du durchlebst die Jahreszeiten, die ihren ganz eigenen Geruch haben, genießt die Sommersonne bei offenem Hemd und die Winterkälte mit hochgeschlossener Jacke, eingewickelt in den wollenen Schal.

Ein zweiter Schritt: Du erkundest seine Geschichte, die gerade in Kronenburg reich ist wie in kaum einem der benachbarten Dörfer. Im 13. Jahrhundert herrschten hier die Herren von Dollendorf und Kronenburg, wir waren eine Stadt mit Mauern und Toren, Gerichtsbarkeit und Marktrechten. Wir durchlitten dunkle Zeiten wie Hexenverfolgung, Pest, Hunger und Kriege. Wir waren unter Napoleon Verwaltungssitz des Ourthe Departements. Die Eisenindustrie unten im Tal brachte uns Wohlstand, manche unserer Häuser sind Jahrhunderte alt, und jedes von ihnen kann seine eigene spannende Geschichte erzählen. Heute sind wir ein Brennpunkt im Erholungsgebiet der oberen Kyll. Aber entscheidend bei all den Jahreszahlen, Ereignissen und Entwicklungen ist der Mensch. Er lebt und stirbt, liebt und leidet, lacht und weint, baut auf und zerstört.

Damit sind wir beim dritten Weg, dem Weg, den unsere Autorin geht. Sie hat sich mit der Geschichte vertraut gemacht, schaut aber hinter die Jahreszahlen und Namen und entdeckt den Menschen. Sie sieht ihn ganzheitlich, seine Entwicklung mit all ihren Höhen und Tiefen. Ihre Fantasie lässt ihn spielen und arbeiten, wachsen und erwachsen sein. Sie schildert seine ganz besondere Menschwerdung, lässt den Leser hineinschauen in die spannende Lebenswelt der Menschen in Kronenburg





vor langer Zeit. Sie macht aus schmuckloser Geschichte lesenswerte und erlebenswerte Geschichten.

Ein Buch wie ein Stück Heimat.

Viel Freude bei der Lektüre wünscht Ihnen

Reinhold Rader, Ortsbürgermeister von Kronenburg





HERZLICHEN DANK!

Mein herzliches Dankeschön für die vielfältige Unterstützung bei der Suche nach historischen Fakten und Geschichten rund um Kronenburg gilt:

Walter Brandenburg, Ariane Jovi, Hans-Jürgen Knauf und Reinhold Rader aus Kronenburg. Ebenso Hubert Pitzen aus Stadtkyll.





RITTER PETER VON KRONENBURG-NEUERBURG-ESCH

Der letzte Ritter von Kronenburg

Sie standen zu dritt auf dem in der Nacht festgefrorenen Boden im Vorhof der Burg. Die Novembersonne drang nur schemenhaft durch die dünne Wolkendecke und warf ihr weißliches Licht auf die hohen Türme der Kronenburg, die in unregelmäßigen Abständen entlang der schützenden Ringmauer erbaut worden waren.

Der 10-jährige Peter duckte sich und wich dem Hieb seines Angreifers aus. Das Holzsword störte ihn dabei mehr, als es ihm dienlich war.

»Greif endlich an!«, rief sein Vater, Ritter Friedrich II. von Kronenburg. Er unterrichtete seine beiden ältesten Söhne im Schwertkampf. Der jüngste Sohn, Godart, war heute krank und die zweitgeborene Mechtild durfte sich als Mädchen gemeinsam mit der Mutter um hauswirtschaftliche Angelegenheiten kümmern.

Die Stimme des Vaters verriet seine Ungeduld, denn seit die beiden Brüder miteinander trainierten, hatte Peter kaum einmal das Schwert erhoben. Stattdessen wich er den kräftigen Attacken seines Bruders aus.

»Man sollte meinen, du bist ein lausiger Angsthase, der nichts anderes kann als Haken schlagen!«, donnerte der Vater wütend. Entschlossen versuchte Peter nun, das Schwert gegen seinen drei Jahre älteren Bruder Friedrich zu erheben. Doch ehe er richtig angesetzt hatte, schlug dieser ihm das Schwert hart aus der Hand.

»Jetzt bist du geschlagen, Angsthase!«, triumphierte er. Böse schaute er seinen Bruder an. Bei nächster Gelegenheit würde Peter sich für den »Angsthasen« rächen, schwor er sich. Viel schwerer wog jedoch der enttäuschte Blick seines Vaters. Sein Arm brannte von dem heftigen Schlag, doch die Scham, dem Vater nicht zu genügen, schmerzte mehr.

Ritter Friedrich gratulierte seinem ältesten Sohn und erklärte, dieser sei jetzt bereit, in den Dienst eines anderen Edelherrn zu treten, um das Kriegshandwerk weiter zu erlernen und zu erproben. »Und du«, wandte er sich an Peter, »solltest endlich lernen, wie ein Ritter zu kämpfen. Man





könnte fast meinen, aus dir wird nicht viel mehr als ein scheinheiliger Johanniter, der weder richtig kämpfen, noch richtig beten kann!« Ritter Friedrich verachtete den Johanniter-Orden, der in Kronenburg ansässig war. Nicht nur, dass diese das Recht innehatten, den Pastor einzusetzen und ihn damit in seiner Funktion als Herr von Kronenburg beschneiden konnten: Nein, für ihn waren die Johanniter-Ritter genau das Gegenteil von dem, was er unter einem guten Ritter verstand. Peter mit den Johannitern zu vergleichen, war eine herbe Zurückweisung. Das ist ungerecht!, fuhr es Peter durch den Kopf. Schließlich war Friedrich drei Jahre älter als er. Warum berücksichtigte der Vater das nicht, wenn er sie gegeneinander kämpfen ließ? Der ältere Bruder war außerdem von der Statur kräftig gebaut, wie der Vater, wohingegen Peter von zarter Gestalt war.

Der Vater beschloss, mit Friedrich reiten zu gehen und schickte Peter zurück ins Schloss. So nannten sie den Teil der Burg, in dem sie wohnten.

Peter warf seinem Bruder einen vernichtenden Blick zu, aber Friedrich ließ sich davon nicht beeindrucken. Er war sich der Gunst des Vaters sicher und kostete dieses Hochgefühl aus.

Wütend und traurig zugleich ging Peter ins Schloss und setzte sich wortlos an den Kamin in der großen Halle. Er griff nach einem Stück Holz, zog sein Messer aus der Hosentasche und begann zu schnitzen. Unsanft bearbeitete er es und die Späne flogen in hohem Bogen ins Feuer.

So fand ihn seine Mutter Amiette bald darauf. »Hat dein Vater das Training für heute beendet?«, fragte sie.

Ohne aufzublicken erwiderte Peter: »Friedrich hat gewonnen und darf mit dem Vater ausreiten.«

Amiette strich sanft über den Kopf ihres Kindes. »Du wirst eines Tages ein großer Ritter sein, das weiß ich.«

»Ich werde nie ein so guter Schwertkämpfer sein wie Vater oder Friedrich!«, stieß Peter heftig hervor und Tränen brannten in seinen Augen.

Amiette beugte sich vor, so dass sie ihm in die Augen sehen konnte. »Nein, du wirst nicht sein wie sie. Du bist klug und du wirst lernen, auf deine Art und Weise zu kämpfen.«





Doch die Worte der Mutter erreichten den Jungen an diesem Tag nicht. Wütend und frustriert ließ er seine Schnitzarbeit zu Boden fallen und rannte davon. Er wollte jetzt mit niemandem sprechen. Alle sollten ihn in Ruhe lassen!

Er rannte aus dem Saal, ein paar Stufen hinunter in Richtung Küche. Der herzhafte Duft der kräftigen Brühe, die gerade gekocht wurde, konnte ihn auch nicht locken. Peter lief geradewegs in den niedrigen Gewölbekeller, der als Vorratskammer diente. Hinter den Fässern, in denen im Winter die Äpfel gelagert wurden, verbarg sich ein kleiner Durchgang. Anscheinend war er viele Jahre nicht benutzt worden, denn niemand sonst, der derzeit in der Burg lebte, schien ihn zu kennen. Peter hatte ihn gefunden, als er einmal beim Versteckspiel hinter die Fässer geschlüpft war. Früher mochte das ein Fluchtweg für die Bewohner der Burg gewesen sein. Auf allen vieren kroch er jetzt durch die schmale Öffnung. Kühl und kantig drückten sich die Steine am Boden in seine Hände und Knie. Es war stockdunkel. Sonst nahm er einen Kienspan mit, doch daran hatte er in der Eile nicht gedacht. Egal. Er kannte den Weg und es gab schließlich nirgendwo eine Abzweigung.

Die ersten zwei, drei Meter war der Gang eine gemauerte Röhre, die leicht bergab führte. Es raschelte und quiekte vor ihm in der Dunkelheit. Die Ratten und Mäuse, die nur zu gerne die Vorratskammer besuchten, liefen vor ihm davon.

Mit jedem Meter, den es bergab ging, wurde die Decke ein wenig höher, so dass der Junge bald aufrecht hindurchgehen konnte. Der Boden bestand nun aus festgetretenem Erdreich und natürlichen Felsadern, die man in grauer Vorzeit durchbrochen hatte. Mit den Händen tastete er sich an der Wand entlang, bis schließlich Tageslicht das letzte Stück Weg erleuchtete.

Peter erreichte den Ausgang. Die Kronenburg lag hoch auf einem Berg an dem Flüsschen Kyll. Der Geheimgang endete etwa in der Mitte des steilen Berghangs. Ginster- und Brombeerbüsche wuchsen an dieser Stelle, die zu bewirtschaften sich nicht lohnte. Um diese Jahreszeit war es ein Leichtes, aus dem Gang herauszukrabbeln. Im Sommer war das Gestrüpp meist so dicht, dass er sich mit einem Messer den Weg frei ma-





chen musste. Peter trat hinaus. Ein Vogel, der sich an den verbliebenen Brombeeren gelabt hatte, flatterte davon.

Er atmete auf. Außerhalb der Burg fühlte er sich von mancher Bürde befreit. Vor allem war er außer Reichweite seines Vaters und seines ältesten Bruders.

Doch heute war er nicht allein. Völlig in Gedanken versunken, bemerkte er nicht, dass ein Mann in dunkler Kutte den steilen Hang entlangkletterte, geradewegs auf ihn zu. Erst als dieser ihn ansprach, zuckte der Junge erschrocken zusammen.

»Junker Peter, nicht wahr? Was für eine schöne Stelle Ihr Euch ausgesucht habt.«

Mit großen Augen starrte Peter den Mann an. Es war einer der Johanniter-Brüder, die innerhalb der Burgmauern lebten und arbeiteten. Auf seiner Brust prangte das weiße Kreuz des Ordens und in seiner Hand hielt er einen Korb, der mit dunkelblauen Schlehen gefüllt war.

Der Johanniter richtete sich auf und schaute wie Peter hinab ins Tal. »Jedes Mal, wenn ich den Blick auf dieses wunderbare Fleckchen Erde richte, bin ich voller Ehrfurcht und danke dem Herrn, mich hierhergeführt zu haben.«

Peter wusste nicht so recht, was er sagen sollte. Einerseits gebot ihm die Höflichkeit, den Mann wenigstens zu grüßen, andererseits war es kein Geheimnis, dass Ritter Friedrich die Johanniter lieber heute als morgen davonziehen sähe. Auch wünschte er nicht, dass seine Frau oder seine Kinder mit den Männern des Ordens sprachen.

»Ich finde es auch schön«, erwiderte der Junge daher schlicht.

»Ja«, stimmte der Mann zu, »es ist gut, einen Ort zu haben, an dem man mit sich allein sein kann.« Er lächelte Peter an, der sich irgendwie ertappt fühlte. Aber der Johanniter-Ritter schien es so zu meinen, wie er sagte, denn er verabschiedete sich nach diesen Worten und ging davon.

Verwundert schaute der Junge ihm hinterher. Der Vater sprach immer davon, dass die Johanniter ein Haufen Halsabschneider seien, die ihre Gesundheitsfürsorge lediglich vorschoben, um den Menschen das Geld aus der Tasche zu ziehen. Wie ein Halsabschneider hatte der Mann aber





gar nicht gewirkt. Im Gegenteil: Aus seinen Worten hatte viel Sanftmut gesprochen.

War Peter vorhin noch wütend und traurig gewesen, so fühlte er sich jetzt wesentlich besser. Lag es an dem besonderen Ort, oder gar an der Gegenwart des Ritters? Peter machte sich auf den Heimweg. Er beschloss, sich nicht weiter vor seinem Bruder Friedrich zu verstecken. Irgendwann würde er ihn besiegen können, und bis dahin würde er durchhalten.



Darstellung der Burg Kronenburg

Einige Tage später lief Peter mit seinem jüngeren Bruder Godart durch die Burg. In den drei Stockwerken der Hauptburg gab es viele Möglichkeiten, sich zu verstecken oder Fangen zu spielen. Godart war im Sommer ein gutes Stück gewachsen und es fiel ihm wesentlich leichter, mit Peter Schritt zu halten. Das gefiel Godart. War es sonst das Los des Jüngsten, immer der Schwächste oder Langsamste zu sein, so konnte er jetzt die eine oder andere Verfolgungsjagd für sich entscheiden.





Sie rannten über die Galerie hinauf in den höchsten Turm der Burg. Peter, der von Godart verfolgt wurde, bemerkte zu spät, dass er sich damit in die Enge getrieben hatte. Die Galerie war zu schmal, um an Godart, der ihm dicht auf den Fersen war, vorbeizukommen, und der oberste Raum im Turm, auf den er zulief, bot nichts als nackte Wände. Er zog die hölzerne Tür auf, schob sie hinter sich zu und presste sich direkt neben dem Türrahmen an die Wand. Sein Plan ging auf. Siegfessicher riss Godart die Tür auf. Sein Schwung ließ ihn bis in die Mitte des Raumes laufen und das reichte Peter, um sich flugs hinter dem Rücken des Bruders hinauszustehlen. Triumphierend rief er: »Hier bin ich!«, und hörte Godart schimpfen.

Als er über die offene Galerie in die Burg zurücklaufen wollte, fiel ihm plötzlich etwas Weiches, Kühles auf die Nase. Er hielt inne und schaute gen Himmel. Weiche, weiße Flocken fielen auf ihn hinab. »Es schneit!«, rief er.

Godart erreichte ihn: »Hab dich!«

»Es schneit«, wiederholte Peter und nun schaute auch Godart nach oben. Der erste Schnee für dieses Jahr. Auch wenn sie wussten, dass der Winter sie nun viele Monate begleiten würde, erfüllten die ersten Schneeflocken die beiden Jungen mit Vorfreude. Sie waren sich schnell einig, dass sie nun draußen ins Feld laufen wollten. Noch etwa eine Stunde hatten sie Zeit, bevor das Nordtor mit Anbruch der Dunkelheit geschlossen wurde.

Flugs schnappten sie sich ihre Umhänge und rannten hinaus. Der Wächter am Tor, das vom Vorhof in den Burgbering führte, lachte, als die beiden Brüder johlend hinausliefen. Sie wichen einem Jungen aus, der vor dem kleinen Haus seiner Eltern mit groben Holzfiguren spielte. Beinahe rannten sie eine Frau um, die große getrocknete Flachsbündel im Arm hielt und wegen der Jungen fast aus dem Gleichgewicht geriet. Sie schimpfte ihnen hinterher. Der Schneefall war dichter geworden. Schon begann sich eine feine weiße Schicht über die Häuser und die enge Gasse zu legen.

Als die beiden Brüder auch das Nordtor hinter sich gelassen hatten, rannten sie ein Stück links den Berg hinauf in Richtung Wald. Im Früh-





jahr waren sie mit dem Vater hier gewesen, um die Reparatur der Wasserleitung, die die ganze Burg versorgte, zu überprüfen. Nach dem Winter gab es immer wieder Stellen, an denen die hölzerne Leitung ausgebessert werden musste.

Keuchend blieben die Jungen auf halber Höhe schließlich stehen. Beide waren völlig außer Atem. Sie versuchten Schneebälle zu formen, doch es war mühsam, genug Schnee zusammenzubekommen und die Flocken schmolzen ihnen in den Händen. Dennoch spielten sie eine ganze Weile, bis sie das knarzende Geräusch einer Karre hörten. Sie blickten auf und erkannten sofort, wer dort mit einem groben Handwagen voll Holz den holprigen Weg herunterkam. Das weiße Kreuz auf der Brust des Johanniters war unverkennbar. »Los, wir verstecken uns und werfen ihm einen Knüppel zwischen die Räder«, schlug Godart eifrig vor, aber Peter schüttelte den Kopf.

»Der hat uns doch längst gesehen.«

Der Ritter kam näher und Godart wurde unruhig. »Dann lass uns schnell nach Hause laufen. Der Vater mag es nicht, wenn wir ihnen begegnen.«

»Ich habe aber keine Angst vor ihm!«, meinte Peter, obwohl sein Herz vor Aufregung schneller schlug. War es der gleiche Ritter, der ihm vor ein paar Tagen an seinem geheimen Platz begegnet war? Er wusste nur zu gut, wie sehr es dem Vater missfallen würde, sollte er erfahren, dass sein Sohn mit jemandem aus dem Orden gesprochen hatte. Gleichzeitig war Peter neugierig, gerade weil der Vater dieses strikte Verbot aufrechterhielt. Diese Gelegenheit wollte er sich nicht entgehen lassen.

Sein Bruder wusste nicht so recht, was er machen sollte und entschied sich schließlich dazu, sich hinter Peter zu postieren, der stehen blieb und abwartete.

Das Gesicht des Mannes war vor Anstrengung gerötet. Es war tatsächlich der gleiche, mit dem Peter wenige Tage zuvor gesprochen hatte.

Um die Mundwinkel des Johanniters spielte ein zaghaftes Lächeln. Er hatte die beiden Jungen beobachtet. Als er fast auf ihrer Höhe war, sagte er mit wohlklingender Stimme:





»Die Junker von Kronenburg begrüßen also den ersten Schnee für diesen Winter. Ritter Quentus zu Euren Diensten.« Er deutete eine Verbeugung an. Ha, jetzt wusste Peter seinen Namen!

»Wir sprechen nicht mit Euch!«, war Godarts barsche Antwort.

Der Mann nickte kaum merklich. »Ich verstehe Euer Misstrauen. Schließlich kennen wir uns nicht.«

»Ich habe keine Angst vor Euch!«, brüstete Peter sich und reckte seine schmale Brust vor, um größer zu erscheinen.

Der Mann schaute nachdenklich auf Peter.

»Jeder Mensch und jeder Ritter tut gut daran, die Angst als Ratgeberin zu nutzen. Ein wahrer Ritter lernt darüber hinaus, sich nicht von ihr beherrschen zu lassen.« Dabei schaute er Peter durchdringend an, der seinen Blick am liebsten abgewandt hätte. Ob er nun auf ihre Begegnung im Steilhang zu sprechen kommen würde?

Doch Bruder Quentus verabschiedete sich mit einem Kopfnicken und setzte seinen Weg fort.

»Du hast mit ihm gesprochen!«, fuhr Godart seinen Bruder an, als der Johanniter sich ein Stück von ihnen in Richtung Burg entfernt hatte.

»Du hast angefangen!«, schoss Peter sofort zurück. »Das werde ich Vater sagen, wenn du ihm verrätst, dass wir einen Johanniter gesehen haben.«

Schmollend verschränkte Godart die Arme vor der Brust. »Das ist gemein. Du wolltest schließlich auf dem Weg stehen bleiben, anstatt dich zu verstecken.«

»Ich bin eben nicht so ein Angsthase wie du!« Das war zu viel. Wütend stürzte Godart sich auf Peter. Der Kampf auf dem nassen Boden dauerte eine ganze Weile. Der Geruch nach Erde drang ihnen in die Nase, so wie die Feuchtigkeit des Untergrundes durch ihre Kleidung. Nur dank seiner Wendigkeit gelang es Peter nach langem Ringen, wieder die Oberhand zu gewinnen, denn der ein Jahr jüngere Bruder wog mindestens genauso viel wie er selbst. Weil Peter gewonnen hatte, musste Godart versprechen, niemandem zu Hause etwas von dem Johanniter zu sagen. Müde, durchnässt und dreckig machten sie sich schließlich auf den Heimweg. Peter sprach nicht mehr von der Begegnung mit dem





Ordensritter, aber dessen Worte beschäftigten ihn: »Ein Ritter beherrscht die Angst.« Irgendwie drängte es ihn, sich mit Bruder Quentus einmal länger zu unterhalten. Der Vater würde sich zwar mächtig darüber ärgern, aber genau das übte einen gewissen Reiz auf ihn aus.

Die ersten Schneeflocken blieben nicht liegen, aber einige Tage später, Ende November, zog der Winter endgültig in der Eifel und damit auch in Kronenburg ein. Mensch und Tier zogen sich zurück. Peter, der mit Godart für die Feuer in den Wohnräumen der Burg verantwortlich war, freute sich, dass das mühselige Kampftraining mit seinem Vater durch den Winter unterbrochen wurde. Viel lieber tobte er mit Godart durch die Burg, spielte den Mägden Streiche oder saß ein wenig bei seiner Mutter, die nah am wärmenden Kamin Handarbeiten anfertigte. Peter hockte gerne zu ihren Füßen und schnitzte. Amiette war eine hübsche Frau, auch wenn sie in den letzten Tagen etwas kränklich wirkte. Sie legte viel Wert darauf, dass ihre Kinder lesen, schreiben und rechnen lernten. Auch war es ihr ein Anliegen, ihnen etwas von dem mitzugeben, was sie von ihrem Vater, dem reichen Bankier Theobald von Heu, gelernt und sich abgeschaut hatte, denn ihr Mann Friedrich verstand es nach wie vor nicht, mit Geld umzugehen.

Amiette nutzte diese ruhigen Momente mit ihrem Sohn gerne dazu, ihn zu unterweisen. »Hast du verstanden, was ich dir und Godart gestern über die Schafzucht erzählt habe?«, fragte sie.

Peter atmete tief durch und unterdrückte ein Stöhnen. Er mochte jetzt lieber einfach dasitzen und schnitzen, anstatt eine Unterrichtsstunde zu erhalten. Aber seiner Mutter zuliebe antwortete er brav: »Zum Schafezüchten brauche ich Schafe.«

Wohlwissend, dass Peter offensichtlich nicht begeistert war, fuhr Amiette ungerührt fort.

»Kannst du mir erklären, warum die Schafzucht und Geldangelegenheiten sich so ähnlich sind?«

Ein paar kleine Holzspäne flogen vor dem Jungen auf den Boden, bevor er innehielt und kurz nachdachte. Er wollte die Mutter nicht verärgern, also gab er sich Mühe, sich an ihre Worte vom Vortag zu erinnern:





»Ihr sagtet, dass es sich mit dem Geld so verhält wie mit der Aufzucht von Schafen. Wenn ich keine Schafe habe, kann ich keine Lämmer von ihnen bekommen und sie auch nicht zum Tausch gegen andere Dinge verwenden.«

Nickend stimmte Amiette ihrem Sohn zu. »Was noch?«

Konzentriert starrte Peter auf sein Messer. Er wusste, dass die Mutter das Bild von den Schafen nicht nur benutzte, um ihm und seinen Geschwistern etwas beizubringen, sondern auch, um ihnen verständlich zu machen, warum der Vater wirtschaftlich auf keinen grünen Zweig kam. Wenngleich sie niemals gewagt hätte, dies laut auszusprechen.

Er fuhr fort: »Deshalb ist es wichtig, möglichst viele Schafe im Stall zu haben, mit denen ich tauschen und züchten kann. Sobald alle Schafe weg sind ...« Der Junge dachte nach. Es gab durchaus die Möglichkeit, sich Geld zu leihen, also Schulden zu machen. Als habe sie seine Gedanken erraten, hakte seine Mutter nach: »Jetzt könntest du auf den Gedanken kommen, dir ein paar Schafe zu leihen.«

Peter nickte.

»Aber kann das funktionieren? Wem gehören dann die Lämmer, die geboren werden?«

»Also, eigentlich demjenigen, dem das Muttertier gehört. Damit bleibt ja eigentlich nichts für mich übrig!«, stieß er plötzlich aus.

»Genau. Und wenn du Pech hast, verlangt der Besitzer nicht nur Schaf und Lamm zurück, sondern auch eine Leihgebühr für die Milch, die du in dieser Zeit trinken konntest. Vielleicht hast du das geliehene Schaf aber gar nicht mehr, weil du es bereits eingetauscht hast.«

Jetzt verstand Peter und spann die Geschichte weiter: »Dann müsste ich mir bei jemand anderem mindestens zwei Schafe leihen, um das eine zurückzugeben und mit dem anderen wieder etwas zum Tauschen zu haben. Auf die Art und Weise kann ich nie eine eigene Herde aufbauen!«

Stolz zeichnete sich auf Amiettes Gesicht ab. »Es sein denn, es gelingt dir, ein geliehenes Schaf gegen etwas Wertvolleres zu tauschen. So machen es schlaue Geschäftsleute. Das, was nach Abzug des geliehenen Schafes übrig bleibt, nennen sie ihren Gewinn.«





»Und mit dem Gewinn können sie ihren Stall mit eigenen Tieren füllen.«

Jetzt lachte Amiette, doch ihr Lachen ging in einen Hustenanfall über. Besorgt sprang Peter auf, füllte ihr einen Becher mit Wasser und reichte ihn ihr. Dankbar trank sie davon und der Husten beruhigte sich.

»Du und ich«, sagte sie ernst, »wir wissen um diese Zusammenhänge. Versprich mir, dass du dein Bestes tun wirst, in späteren Jahren auch so zu handeln.« Sie griff nach seiner Hand und drückte sie. Etwas zögerlich gab Peter sein Einverständnis. Er fühlte sich unbehaglich. Warum war die Mutter plötzlich so ernst und verlangte ein Versprechen? Zum ersten Mal beschlich ihn das Gefühl, mit seiner Mutter könnte etwas nicht in Ordnung sein, aber erst einmal verdrängte er den Gedanken wieder. Er war ein Kind und wollte seine Welt erkunden und im Geheimen etwas über die Johanniter herausfinden.

Am nächsten Tag verließ Peter die schützenden Mauern der Burg und machte sich auf den Weg in den Wald. Der Vater war unterwegs, wie so oft, um politische Angelegenheiten zu regeln, was Peter die Möglichkeit gab, den Tag frei zu gestalten. Er wollte die Winterabende dazu nutzen, um ein paar Figuren zu schnitzen. Da er das Brennholz in der Burg dafür nicht verwenden durfte, zog er bereits am frühen Morgen los, um geeignete Holzstücke oder Äste zu sammeln. Er entfernte sich ein gutes Stück von der Burg und ging immer tiefer in den Wald hinein. Konzentriert, den Blick auf den Boden geheftet, stampfte er abseits des Weges zwischen den Bäumen entlang. Der Schnee reichte ihm teilweise bis über die Knie. Während der Wald im Sommer so voller Geräusche war, war er jetzt auf geheimnisvolle Weise still. Der Schnee dämpfte jedes Geräusch. Auf den Ästen der kahlen Laubbäume lag eine weiße Schicht, die hin und wieder auf ihn hinunterrieselte, wenn er einen herabhängenden Ast streifte.

Hier und da zog Peter ein Stück Holz aus dem Schnee, prüfte es und warf es wieder weg. Wenigstens armdick sollte es sein, sonst war einfach zu wenig Material zum Verarbeiten dran.

Vollkommen in seine Suche versunken, registrierte er die gedämpften Geräusche zunächst nicht, die aus dem Dickicht drangen. Doch irgend-





wann waren die klirrenden Laute so lautstark, dass sie ihn aus seiner Konzentration rissen. Plötzlich wurde er sich bewusst: Er war mitten im Wald und vollkommen allein! Genau davor warnte seine Mutter ihn seit Jahren, aber normalerweise schlug er ihre Sorgen in den Wind. Doch jetzt, weit ab vom Weg und von der heimatlichen Burg, war ihm zum ersten Mal mulmig zumute. Sein Pulsschlag beschleunigte sich und sein erster Gedanke war, seinen eigenen Fußspuren so schnell wie möglich zurück zu folgen. Dann aber fielen ihm die Worte von Bruder Quentus ein: »Ein wahrer Ritter lernt, sich von der Angst nicht beherrschen zu lassen.«

Das war ein schön gesprochener Satz, aber die Geräusche deuteten darauf hin, dass nicht weit von ihm entfernt ein Kampf stattfand. Er sollte den Rückzug antreten, solange niemand von ihm Notiz genommen hatte. Aber er wollte auch ein Ritter sein! War es da nicht seine Pflicht, nachzusehen, wer dort sein Unwesen trieb?

Mit klopfendem Herzen und in geduckter Haltung schlich Peter in die Richtung, aus der die Geräusche kamen. Er war klein und schnell, konnte sich also immer noch aus dem Staub machen.

Bald darauf lichtete sich der Wald und vor ihm öffnete sich der Blick auf eine freie Fläche. Sie waren zu fünft. Immer zwei kämpften mit Schwertern gegeneinander, die sie kunstvoll zu führen verstanden. Peter erkannte, dass die Männer nicht darauf aus waren, sich ernsthaft gegenseitig zu verletzen. Der fünfte Mann war Bruder Quentus. Das vertraute Gesicht ließ Peter endgültig aufatmen. Der Johanniter stand ein wenig abseits und schien Anweisungen zu geben. Hier wurde geübt. Es waren die Johanniter, die mitten im Wald trainierten. Sie trugen zwar nicht wie üblich die langen Kutten, aber das markante weiße Kreuz zierte ihren Brustharnisch. Fasziniert schaute Peter ihnen zu. Eine ganze Weile beobachtete er die Ritter und in ihm wurde der sehnsüchtige Wunsch entfacht, auch auf diese Weise kämpfen zu können. Es sah so leicht aus, so gekonnt! Dann wäre der Vater sicherlich stolz auf ihn und Bruder Friedrich würde endlich einmal den Kürzeren ziehen.

»Welcher Naseweis hat sich denn da angeschlichen?«, rief plötzlich einer der kämpfenden Männer und Peter zuckte zusammen. Augenblick-





lich schwiegen die Schwerter und alle Blicke richteten sich auf den Jungen. Oje, dachte Peter, jetzt ist es zu spät, einfach abzuhaufen.

Doch da trat Bruder Quentus vor. »Junker Peter«, sagte er, »wie es scheint, will es das Schicksal, dass wir uns wieder einmal begegnen. Was führt Euch zu solch früher Stunde so tief in den Wald?«

War da etwa Misstrauen, das in Quentus' Stimme mitschwang? Vielleicht dachte er, Peter wolle ihn und den Orden bespitzeln.

Peter schluckte: »Ich suche nach ein paar schönen Holzstücken zum Schnitzen«, sagte er und ärgerte sich, dass seine Stimme dabei leicht zitterte. Zum Beweis hielt er den Männern die zwei Hölzer entgegen, die er bisher gefunden hatte.

»Und warum schleicht Ihr Euch an, anstatt uns zu begrüßen?«

»Weil es so schön aussah«, entfuhr es Peter spontan.

Die Augenbrauen des Johanniters schossen in die Höhe. »Weil es *schön* aussah?«

Peter schalt sich selbst, weil ihm die Worte so unbedacht über die Lippen gekommen waren. Er räusperte sich und versuchte zu erklären: »Die Schwertkämpfe, es sah schön aus.«

Da begann Quentus aus vollem Hals zu lachen. Er lachte so sehr, dass die anderen Männer sich davon anstecken ließen und Peter sich mit einem Mal inmitten laut lachender Johanniter befand.

»Das ist das Beste, was ich seit langem gehört habe: Es sieht schön aus. Junker Peter, damit habt Ihr uns ein großes Kompliment gemacht. Wenn harte Arbeit schön aussieht, haben wir viel erreicht.«

Das verstand Peter zwar nicht so ganz, aber er war froh, die angespannte Situation entschärft zu haben.

Die Männer luden ihn sogar ein, ihnen zuzuschauen. Das ließ sich der Junge nicht zweimal sagen. Er fragte sich, ob sein Vater jemals einen der Johanniter hatte kämpfen sehen. Diese hier verstanden jedenfalls ihr Handwerk.

Als Quentus das Training schließlich beendete, waren die Männer zwar schweißgebadet, aber bester Laune. Anerkennend klopfen sie sich gegenseitig auf die Schulter.





»Es ist an der Zeit, nach Hause zu gehen«, wandte Quentus sich an Peter. Der nickte, blieb jedoch stehen. Da war noch etwas, was er gerne loswerden wollte, aber je länger er überlegte, desto schwieriger war es für ihn, die Frage überhaupt zu stellen.

Quentus schien zu spüren, dass Peter etwas auf dem Herzen hatte und wartete einen Moment, während die anderen Männer sich ihre Umhänge umlegten und für den Heimweg rüsteten.

Es drängte Peter, endlich mit der Sprache herauszurücken. Aber vermutlich verärgerte er den Johanniter und erst recht seinen Vater und ...

»Könnt Ihr mir beibringen, auch so zu kämpfen?«

Wieder zog der Johanniter verwundert seine Augenbrauen hoch.

»Eurem Vater wird das nicht recht sein.«

»Das ist mir egal. Ich möchte ein richtiger Ritter werden und gegen meinen Bruder Friedrich habe ich keine Chance im Kampf, deshalb muss ich es lernen!«, sprudelte es aus Peter heraus. Eindringlich schaute er den Bruder an.

Nachdenklich rieb Quentus sein Kinn. »Ihr seid tatsächlich ein bemerkenswerter Junge, der viel Mut bewiesen hat, mir diese Frage überhaupt zu stellen. Aber ich nehme nicht einfach so einen Knappen auf. Ihr müsst mir beweisen, dass Ihr es ernst meint.«

Eifrig nickte Peter. Zum ersten Mal schien es Hoffnung zu geben, seinem Vater zu beweisen, dass er sehr wohl ein guter Kämpfer war. Wenn er heimlich mit Quentus trainierte, würde er den Vater mit seinen neu erworbenen Fähigkeiten überraschen können.

»Also gut. Es gibt bestimmte Prinzipien, die mir wichtig sind, und danach wähle ich auch meine Schützlinge aus. Beantwortet mir deshalb die Frage: Warum möchtet Ihr ein Ritter sein?«

Sogleich wollte Peter zu einer Antwort ansetzen, Quentus jedoch winkte ab. »Ich möchte nicht sofort eine Antwort, damit Ihr auch gründlich darüber nachdenken könnt. Wenn Ihr sicher seid, wie die Antwort lautet, könnt Ihr zu mir kommen.«

Dann verabschiedete sich Bruder Quentus und ging mit den anderen Ordensrittern davon. Verwirrt blieb Peter zurück. Verwirrt wegen der Frage, aber stolz auf sich selbst, dass er es gewagt hatte, den Ritter anzu-





sprechen. Mit einem solchen Lehrer würde es ein Leichtes sein, richtig kämpfen zu lernen.

Peter dachte viel darüber nach, warum er ein Ritter sein wollte. Da gab es die Stärke und das kämpferische Geschick, das er an seinem Vater bewunderte. Außerdem war es für ihn selbstverständlich, Untertanen zu befehligen. Auch vermochte er sich gar nicht vorzustellen, wie es sich in einem einfachen Haus leben ließ, anstatt in einer großen und sicheren Burg. Aber war es wirklich das, weshalb er ein Ritter sein wollte? Als Peter seinem Bruder Friedrich erneut kläglich beim Schwertkampftraining unterlag, fasste er einen Entschluss: Er wollte der beste Ritter werden, um seinen Bruder Friedrich endlich besiegen zu können. Von seiner Entscheidung beseelt fieberte er dem Treffen mit Bruder Quentus entgegen. Kurz vor Weihnachten war es endlich soweit. Peter beobachtete, wie Quentus mit dem Handkarren wieder in Richtung Wald zog. Er stahl sich davon und rannte dem Johanniter hinterher.

»Ich will ein Ritter werden, damit ich ein stärkerer und ein besserer Kämpfer werde als mein Bruder!«, erklärte er voller Überzeugung. Quentus aber schüttelte den Kopf: »Das reicht mir nicht«.

Perplex blieb Peter zurück. Mit so einer Reaktion hatte er nicht gerechnet. Das war offensichtlich nicht die Antwort gewesen, die Quentus hören wollte. Also dachte er weiter darüber nach. Der Johanniter hatte von Prinzipien gesprochen. Stärker zu sein als der eigenen Bruder war vielleicht doch kein hehres Ziel. Viel wichtiger war es doch, stärker zu werden als die Feinde.

Auch das teilte er Bruder Quentus mit. Da war es Ende Januar und der Schnee lag teilweise so hoch, dass Peter vollkommen darin versank. Aber wieder schien das nicht die richtige Antwort zu sein.

»Natürlich ist es gut, stärker zu sein als seine Feinde, aber ist es das, weshalb du ein Ritter sein möchtest?«, fragte der Mann.

Allmählich verlor Peter die Geduld bei diesem Spiel. Womöglich hielt Quentus ihn mit diesem Frage-Antwort-Spiel einfach nur hin und er meinte es gar nicht ernst mit seinem Angebot. Der Vater hatte doch Recht damit, dass die Johanniter ein merkwürdiger Haufen waren.





Mitte März wurde die Sonne spürbar stärker und konnte sich immer mehr gegen die eisige Umarmung des Winters behaupten. Eines Morgens erwachte Peter kurz vor Sonnenaufgang. Eine plötzliche Vorfreude durchströmte ihn und er hatte das starke Bedürfnis, sofort auf den höchsten Turm der Burg zu steigen und der aufgehenden Sonne zuzusehen. Eilig schwang er die Beine aus dem Bett, zog Beinkleider und Stiefel an, warf sich einen warmen Umhang über und schlich sich aus dem Zimmer, ohne Godart zu wecken. Vielleicht war es das Gefühl, dass der Frühling vor der Tür stand, was ihn so sehr beschwingte. Vielleicht war es aber auch die Ahnung, dass sich etwas Großes auf tun würde. Er rannte die Treppenstufen hinauf zur Galerie und von dort in den vier-eckigen Turm. Doch dieses Mal gab er sich nicht damit zufrieden, vom oberen Turmzimmer aus dem Fenster zu sehen. Er wollte nach ganz oben. Bis unters Dach kletterte er, über eine schmale, knarrende Holz-treppe, die mehr einer Leiter als einer Treppe glich. Der Dachstuhl war so angefertigt, dass man weit über die Hügel der Eifel bis hinunter zur Kyll blicken konnte. Der Wind war eisig an diesem Morgen. Die orange-rote Färbung des Himmels kündigte die aufsteigende Sonne an. Peter zog den Umhang noch ein wenig enger und richtete seinen Blick gen Osten. Da erschien der erste schmale Streifen des leuchtenden Sterns. Immer höher stieg die Sonne, immer größer wurde ihre Leuchtkraft und sie tauchte die Landschaft unter sich in das sanfte Licht eines frischen, neuen Tages. Es kam Peter vor, als erwachten unter ihm die Bäume und Sträucher, die Felder und Wiesen zu neuem Leben. Auch wenn noch fast überall Schnee lag, war heute der Zeitpunkt erreicht, an dem der Winter verloren hatte. Mochte er auch hier und da noch sein eisiges Gesicht zeigen, er würde die Kraft der Sonne nicht mehr zurückdrängen können. Tief atmete Peter die kühle Luft ein, in der bereits der zarte Geruch des Frühlings lag. Und wie er so dastand und ehrfürchtig staunend die Entfaltung des neuen Frühlingstages beobachtete, durchfuhr ihn blitzartig eine Erkenntnis: Mit allem, was er hatte, wollte er diese Burg, dieses wunderbare Land und seine Menschen schützen und dafür Sorge tragen, dass es erblühen und sich entfalten konnte. Dieser Gedanke erfüllte ihn mit Stolz und Ehrfurcht gleichermaßen. Auch spürte er die Kraft,





die in diesem Versprechen lag. Er wollte Ritter sein und dieses Fleckchen Erde bewahren und zu mehr Wohlstand führen. Ja, das war es, was er mit ganzem Herzen wollte!

Strahlend erhob sich die Sonne in ihrer vollen Größe über den Hügeln des Landes. Peters Blick schweifte zu den Menschen, die ihr Tagewerk begannen. Das Nordtor wurde geöffnet, in den Ställen wurde das Vieh gefüttert und gemolken, und eine Gestalt in dunkler Kutte zog eine Handkarre durch die Gasse in Richtung Tor. Ob das Bruder Quentus war?, fragte sich der Junge und behielt den Johanniter im Auge. Als spüre der Mann die Blicke, die auf ihn gerichtet waren, hob er den Kopf und suchte den Himmel ab. Dabei erblickte er die kleine Erscheinung auf dem Turm. Es war Bruder Quentus. Peter erkannte ihn weniger am Aussehen, als vielmehr an der Art, wie er zu ihm heraufschaute, ruhig und konzentriert, wie alles, was er tat.

Noch am gleichen Tag suchte Peter den Johanniter-Ritter auf und berichtete ihm von seinem Versprechen. Der weise Mann freute sich mit ihm.

»Es geht nicht einfach nur darum, per Geburt das Recht auf einen Titel zu haben«, erklärte er. »Es geht darum, mit Leib und Seele Ritter zu sein.« Quentus sprach so feierlich, dass Peter sich fühlte, als habe er bereits seinen Ritterschlag erhalten.

Von da an entwickelte sich eine außergewöhnliche Freundschaft zwischen dem Junker Peter und Bruder Quentus. Allzu lange blieben ihre gemeinsamen Übungsstunden nicht geheim. Obwohl der Vater tobte, setzte Peter mit Hilfe seiner Mutter durch, dass er den Unterricht bei Quentus fortführen durfte.

Als Amiette im gleichen Jahr starb, gab Friedrich seinen Kampf gegen die Johanniter endgültig auf.

Der väterliche Freund unterwies Peter nicht nur im Gebrauch der Waffen, sondern er unterstützte die Lehre der Mutter, besonnen und mit klugem Kopf zu handeln. Oft war das Training hart, viel härter, als Peter es sich hätte träumen lassen, aber er gab nicht auf. Der Wunsch, ein Ritter zu sein, der Land und Leute schützte und zu mehr Wohlstand brachte, blieb das Leuchtfeuer, an dem er sich orientierte.

